

Die Stunde bei Zeus

Von Bernhard Schulz

Herr Schmidt befindet sich auf dem Weg zum Gymnasium, in dem sein Sohn sich auf die Reifeprüfung vorbereitet. Das Schriftliche ist getan, und morgen steht das Mündliche bevor. Herr Schmidt macht sich Sorgen. Warum hat der Direktor ihm ausrichten lassen, er möge gelegentlich mal hereinschauen? Was heißt „hereinschauen“, denkt er. Gibt es Schwierigkeiten? Hat der Sohn die Nerven verloren? Hat er die schriftlichen Arbeiten verpatzt? Ist ein Verstoß gegen die Disziplin der Schule offenbar geworden?

Schmidt weiß, wie es Väter ergeht, die zur Schule beordert werden. Sie haben weiche Knie, ihr Hals ist trocken. Sie erinnern sich an die eigenen Schuljahre und daß es auch Probleme gab. Kennt er seinen Sohn? Darf er sicher sein, daß nichts Arges vorgefallen ist? Hat er alles getan, was notwendig war, um dem Sohn ein guter Vater, ein Vorbild, ein verständnisvoller Erzieher zu sein?

Du lieber Himmel, denkt er, wer kennt sich schon selbst? Seine Knie werden weicher, sein Mund wird trockener, er ist überzeugt, daß er als Vater versagt hat.

Der Direktor, der Zeus, wie die Schüler sagen, empfängt ihn herzlich mit Handschlag. „Bitte, setzen Sie sich“. Er

sieht nicht aus wie jemand, der Böses mitzuteilen hat. Im Büro tickt eine Uhr. Aus einem Lautsprecher tropft Klaviermusik. Chopin.

„Dieser Heftet hier“, sagt der Direktor, „enthält die Lebensläufe unserer Abiturienten. Es sind sechsunddreißig junge Menschen, die nach neun Jahren unsere Schule verlassen werden.“

Herr Schmidt schluckt den Kloß hinab, der ihm in der Kehle sitzt. Lebensläufe – was gibt es da schon groß zu berichten? Zeus, fällt ihm ein, Vater der Götter und Menschen, Herr des Erdkreises.

„Wir sehen uns diese Bekennnisse aufmerksam an“, fährt der Direktor fort. „sie enthalten Material für eine interessante soziologische Studie. Fast immer fehlt in diesen ‚Vita‘ benannten Arbeiten ein Dankeschön an die Eltern. Sie haben den Führerschein, ein Fernsehgerät, eine Filmkamera, einen Computer – und was noch? Aber sie haben keinen Vater. Jedenfalls erwähnen sie ihn nicht. Das Elternhaus existiert nicht.“

Der Zeus macht eine Pause, Chopin wechselt das Thema. „Wir lesen große Worte über Politik, Kunst, Technik, Sport und über ihre Aussichten für den zukünftigen Beruf. Der Vater wird mit keiner Silbe vermerkt, mit einer Ausnahme,

und das ist Ihr Sohn, Herr Schmidt. Er schreibt hier: Ich verehre meinen Vater, und wir alle leben sehr glücklich mit ihm“. Ich habe Lust, diesen Satz in Plakatschrift absetzen zu lassen und an die Litfaßsäulen zu kleben.“

Der Direktor bietet Herrn Schmidt das Papier an: „Bitte, überzeugen Sie sich.“ Es hat sich alles gut gelöst. Die Stunde beim Zeus. Keine Angst, keine Not, keine Schwierigkeiten. Er war also ein guter Vater gewesen. Ein Mann, der seinem Sohn impuniert hatte. Ein Erzieher, der respektiert wurde. Ein Mensch, der geliebt wurde.

Herr Schmidt sah seinen Sohn vor sich, inmitten seiner Bücher, Hefte, Plakate, Mädchengesichter und Wandsprüche. Ein eher schlaksiger Junge mit blonden Haaren, popbegrüßt – und dieser Junge hatte in all diesen Jahren an seinem Vater nichts auszusetzen gehabt.

Sollte er das lesen? Nein. Der Lebenslauf war für die Schule und nicht für das Elternhaus geschrieben worden. Das zu lesen, hielt er für peinlich. Er klappte den Heftet zu und schob ihn zurück. Er sagte „Danke, Herr Direktor. Ich werde es meiner Frau erzählen“, und er war sehr glücklich in dieser Stunde, in der er anfangs weiche Knie gehabt hatte.

Erlang. Zeitung 7.03.1999